

(Nachdruck verboten.)

101

flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Nicht —“ machte der lebhaftere Herr, als sich die Tür öffnete und ein glatt rasierter Herr eintrat, der mit schlaun verächtlichem Lächeln um sich blickend, freundlich nach allen Seiten guten Tag wünschte. Nachdem er in irgend einer Ecke Platz genommen hatte, wischte er sich die Feuchtigkeit aus seinen Mundwinkeln und fuhr fort, mit demselben schlaunen, halb verächtlichen, halb spöttischen Lächeln um sich zu blicken.

Der alte Direktor zog wieder seine silberne Uhr aus der Westentasche.

„Nun warte ich hier schon volle drei Stunden. Das ist doch ganz schrecklich. Und das Schlimmste ist, man vergißt ganz, was man eigentlich sagen wollte. — Ich danke bloß Gott, daß ich der Erste bin.“

Das Gespräch war verstummt. Schläfrig schliefen die Viertelstunden hin. Durch die hohen, kahlen Fenster fiel das graue Licht eines trüben Großstadthimmels. Grabaus hatte den Kopf aufgestützt und schaute auf das Bild eines majestätischen Herrn an der Wand, mit pompösem weißem Bart und vielen, besonders gut gemalten Orden, dessen starre Augen gerade in eine auf dem runden Tisch stehende Streifenbüchse hinabzublicken schienen. Unter diesem Bild, gewissermaßen in dessen Schutz, hatte der geistliche Herr mit dem schlaunen Lächeln Platz genommen. Nachdem er einige tausendmal seine Daumen umeinander gedreht und sich zwischendurch die Mundwinkel abgewischt hatte, lächelte er plötzlich noch schlauer, stand leise auf und verschwand auf eine diskrete Weise.

„Ich wette, der findet durch eine Hintertür seinen Weg zum Ministerialdirektor,“ sagte der sanguinische Schulmann zu seinem Kollegen.

„Ach Gott, vielleicht sucht er auch nur 'ne Gelegenheit,“ antwortete dieser.

Von Zeit zu Zeit versuchte Grabaus das, was er dem Ministerialdirektor vortragen wollte, in möglichst präzise Worte zusammenzufassen. Aber als wenn er überzeugt wäre, daß er im gegebenen Augenblick schon das Rechte finden würde, befreite er sich bald wieder von dem Zwang, und sich selbst überlassen, beschäftigten sich seine Gedanken mit den gestrigen Erlebnissen. Da geschah's denn, daß auf dem alten zerklüfteten Ledersofa plötzlich Maggie auftauchte, die Arme ausstreckte und mit ihrer süßesten Stimme flehte: „Sagen Sie's einmal: ich hab Dich lieb.“ . . . Auch Klang der Name Marie Luise in seinem Ohr wieder, Neugierde und mancherlei Vorstellungen wachend. Doch von diesem Spiel in einer fremden Welt, die ihm auch immer fremd bleiben würde,kehrte sein Geist bald zur Wirklichkeit zurück. Und die war Arbeit und einsamer Kampf.

Endlich wurde die gepolsterte Tür des Audienzimmers geräuschlos geöffnet, und ein mittelgroßer Mann, ähnlich einem Schiffszimmermann oder Methodistprediger mit ziemlich groben Zügen und unterm Kinn hervorkriechendem Bart trat ein. Alle waren aufgesprungen und dienernten mehr oder weniger tief. Der Ministerialdirektor kam mit kurzen Verbeugungen bis zur Mitte des Zimmers und ging dann nach sekundenlanger Ueberlegung auf den am Kamin lehrenden Herrn los, auf dessen Gesicht das Eis plötzlich schmolz und eitel Beglücktheit strahlte.

„Ah, mein verehrter Herr Professor, Sie in unserer bescheidenen Hütte! Was verschafft uns das Vergnügen? Kommen Sie, kommen Sie!“

Er zog und schob ihn bis nahe an die Tür seines Zimmers, schien dann plötzlich den Journalisten zu bemerken und sagte:

„Ah, Herr Doktor! Sehr verbunden! — Treten Sie nur ein, Herr Professor, nehmen Sie bitte Platz! Verzeihen Sie mir noch einen Moment!“

Dabei hatte er die Tür hinter dem Professor geschlossen und eilte auf den Journalisten zu.

„Freut mich Sie zu sehen, lieber Doktor. Wir machen unsere Angelegenheit wohl gleich hier ab.“

Er öffnete die entgegengesetzte Tür und verschwand eilig. Der Journalist folgte ihm, indem er sich von den Zurückgebliebenen mit einem triumphierenden Lächeln verabschiedete.

Alle hatten wieder Platz genommen, nur der Schuldirektor mit dem verächtlichsten Lächeln stand noch ganz fassungslos da.

„Das versteh ich doch gar nicht! Ich war doch der Erste. Cheht denn das nicht nach der Reihe?“

Aber niemand antwortete ihm, jeder schien mit sich selbst beschäftigt. Auf allen Gesichtern lag eine schmerzhaft gespannte, man hätte sich im Wartezimmer eines Zahnarztes wähnen können.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als ein Diener seinen Kopf durch die halb geöffnete Tür des Audienzimmers steckte und halblaut hereinrief:

„Herr Doktor Grabaus.“

„Na, mein lieber Herr Doktor, Sie lassen sich auch mal wieder sehen? Was bringen Sie uns Schönes?“ fragte Wohlbold, indem er sich auf seinem Schreibtischstuhl erhob.

„Herr Ministerialdirektor, ich wollte —“

„Zu allererst mal grüßen von Ihrem Herrn Papa. Es geht ihm doch gut, wie?“

„Danke, sehr gut.“

„Ja, der hat weise gehandelt. Zur rechten Zeit Feierabend gemacht. So kann er wenigstens noch die Muße genießen. Ist er denn noch rüstig?“

„Wir Kinder sind erstaunt, daß er sich noch so jung erhalten hat. Freilich so rüstig wie der Herr Ministerialdirektor —“

„Mich hält der Kerger jung, mein lieber Doktor. Ich denke manchmal, es wäre Zeit. Aber dann kommt jedesmal was, daß ich mir sage: ne, noch nicht. — Na, nun sagen Sie mal, Sie haben sich ja so lange nicht bei uns bösen Breußen blicken lassen. Es sind doch mindestens drei, vier Jahre her.“

„Fünf Jahre.“

„Was? Schon fünf Jahre haben Sie sich habilitiert?“

Er legte den Kopf zurück und kratzte seinen Kinnbart. Dann nahm er in seinem Schreibtischstuhl Platz, indem er Grabaus auf einen Ledersessel wies.

„Ich habe doch kürzlich von Ihnen gehört. Jemand hat mir von Ihnen erzählt — ach, ja, ja, ja. — Nun sagen Sie mal, wie gefällt's Ihnen denn in Jena? Sind Sie mit Ihrer Tätigkeit zufrieden?“

Grabaus holte tief Atem und sagte kurz heraus:

„Nein.“

„Was? Nicht zufrieden? Dabei sollen Sie doch so gute Erfolge gehabt haben. Sie hatten ja gleich 'ne Menge Hörer.“

„Anfangs wohl, aber dann —“

„Na, erzählen Sie, erzählen Sie! — Aber sagen Sie doch mal —“ unterbrach er sich plötzlich, indem er wie schlaftrunken seine Stirn und Augen rieb. „Sie haben mir doch damals ein Buch gebracht.“

„Meine Ursprünge der Philosophie.“

„Ganz recht. — Sagen Sie mal, wie kommen Sie dazu —“ er beugte sich vor und riß die Augen weit auf — „dies Buch einer Sozialistin zu widmen?“

Einen Moment war Grabaus stutzig, besann sich aber sogleich.

„Als ich es ihr widmete, war sie es noch nicht.“

„Hören Sie mal, das hätte Ihnen den Hals kosten können. Na —“ fuhr er einlenkend fort, während die plötzlich zugekniffenen Augen seinem Gesicht einen unglaublich verführerischen Ausdruck gaben — „war sie wenigstens hübsch?“

„Hübsch — nein!“

„Nicht mal das? Und für eine solche Person kompromittieren Sie sich? Wenn man sich mit einem Menschen einläßt, muß man auch seine Zukunft kennen. Was geht Sie als Staatsbeamten die Sozialistin an?“

„Verzeihen Sie, Herr Ministerialdirektor —“ erwiderte Grabaus etwas erregt — „die Frau ist erst nach der letzten Polenpolitik der Regierung zum Sozialismus übergetreten. Sie ist nämlich Polin.“

„Polin auch noch!“ freischte der alte Herr, als wenn ihn jemand auf den Fuß getreten hätte. „Das wird ja immer schöner. Ich sage Ihnen, die Polen sind die aller schlimmsten. Schlimmer als die liberalen Theologen, als — Sie verteidigen doch diese Menschen nicht? Was wollen sie denn eigentlich? Sollen wir ihnen einen großpolnischen König einsetzen?“

„Uns Himmels Willen.“ Iachte Grabaus. „Erobern sollten wir sie, Kleinkriegen.“

„Erobern?“

„Ich meine moralisch erobern.“

„Moralisch — erobern? Hören Sie mal, das sind ja faule Sachen. Was verstehen Sie unter: moralisch erobern?“

„Ach, ich meine, es ist ganz richtig, daß die Regierung jetzt schärfer vorgeht.“

„Ne, ne, Sie sagten, moralisch erobern. Ich will wissen, was Sie damit meinen?“

„Gott, ich sagte das nur —“

„Sehen Sie mal, lieber Doktor, es könnte ja sein, Sie wüßten uns einen guten Rat zu geben. Die Herren von außerhalb sind ja immer so klug. Wie haben Sie denn das gemeint, mit dem moralisch erobern?“

Vergeßlich sann Grabaus nach, wie er das hingeworfene Wort eigentlich gemeint habe, und ohne ein Ziel vor Augen, stotterte er schließlich:

„Ich meinte, wir haben für die Polen —“

„Sie meinen, die Regierung hat —“

„Natürlich — die Regierung — hat für die Polen alles mögliche getan. Die Verhältnisse aufgebeßert, Schulen gegründet, Bildung verbreitet, aber — wie soll ich sagen? — gewissermaßen nur materielle Bildung. Wir — ich meine, die Regierung — hat dabei den Polen immer nur das Deutschland Bismarcks und Moltkes — sozusagen, das Deutschland der eisernen Macht gezeigt. Aber die geistige Großmacht Deutschlands —“

„Sehen Sie mal an! Sehen Sie mal an!“ sagte der Ministerialdirektor.

„Ja, ein Volk von teilweise doch so hoher Kultur wie die Polen, das hätte man vielleicht eher gewonnen, wenn man ihm auch das Deutschland Schillers und Goethes vor Augen geführt hätte. So verstand ich das moralisch Erobern. Also zum Beispiel — hoffentlich nimmt er mir den Wis nicht übel, schob ihm durch den Kopf — „wenn man im Osten eine neue Universität gründete —“ und mich da zum ordentlichen Professor machte, flog ihm weiter durch den Kopf. — „Eine nationale Universität —“

Etwas ängstlich, was der alte Herr zu diesem spaßigen Vorschlag sagen würde, blickte Grabaus ihn an. Aber dieser schien einfach eingeschlafen zu sein. Mit vorgefunkenem Kopf stand er da, beide Hände in den Hosentaschen. Eine ganze Weile verging, bis er endlich einen großen Hausschlüssel hervorzog. Nun klopfte er sich damit vor die Stirn und sagt Blödsinn, dachte Grabaus, dem es heißer und heißer wurde. Doch nachdem der Ministerialdirektor den Schlüssel eingehend betrachtet hatte, steckte er ihn wieder in die Tasche und brummte:

„Sagen Sie mal, von wem haben Sie diesen Gedanken?“

„Von niemandem. Von mir selbst.“

„Schon lange?“

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so sehr lange noch nicht.“

„Und niemand hat mit Ihnen darüber gesprochen?“

„Niemand.“

„Ja — mein lieber Doktor, das ist nämlich gar keine so tolle Idee. Das — sehen Sie mal!“

Er schlug ein Attenstück auf und hielt es Grabaus hin, der bei dem verwirrten, flüchtigen Blick nur das eine Wort: „Universität“ las.

„Was Sie mir da erzählen, das haben wir längst erwogen. Meine eigene Idee haben Sie mir vorgetragen. Das — das spricht für sie beide.“

Er nickte und schaute dann schläfrig, aber durchdringend Grabaus an, der die Empfindung hatte, daß er jetzt wie ein Gaul oder ein Stück Holz studiert, geprüft, bewertet und auf seine Verwendbarkeit eingeschätzt würde. Plötzlich aber fragte er:

„Sagen Sie mal, Sie schreiben doch nicht für Zeitungen?“

„In der letzten Zeit nicht mehr.“

„Das müssen Sie auch nicht tun. Ueberhaupt — was ich Ihnen da gesagt habe, das bleibt unter uns. Verstanden?“

Er streckte ihm die Hand hin.

„Wir meinen es hier sehr gut mit Ihnen. Sagen Sie mal, was macht denn der alte Wuhlmann? Hat der Mann überhaupt Hörer?“

„Professor Wuhlmann war mein Gönner, Herr —“

„Na, wenn Sie schon sagen, daß er keine hat, verraten Sie keine Geheimnisse. — Was ist los?“

Ein Diener war eingetreten, mit dem er leise sprach. Dann wandte er sich wieder an Grabaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kur.

Von Max Vittrich.

Wie am 6. und 7. Buch Mose, so hing man in Klettborn an den Sieben Himmelsriegeln, und als der Typhus in das Dorf zog, brachte man die alten Schwarten mit den Zauberstäcken sogar dem Pfarrer; er möge sie weihen, damit alle Teufel, Geister und Gespenster vor dem Eigentümer des Buches um so sicherer Reißaus nähmen. Der Pfarrer, schnell entschlossen, warf sie ins Feuer, die Himmelsriegel. Nur ein Besitzer dünkte sich noch klüger als der Pfarrer: der Bärenedle-Bauer. Er schob sein Buch unter den Rock und ging damit heim. Auch steckte er es, wie er stets in Zeiten der Krankheit getan, unter das Kopfkissen, als Hitze und Fieber ihn ins Bett jagten. Der Typhus hatte ihn nicht verschont.

Seine Familie war sich sofort, wie die der kranken Nachbarn, über das allein zur Gesundheit führende Mittel im Klaren: nur seinem Arzt mit neuen Moden folgen, sondern sich des Genusses des Wassers enthalten! Das führte allemal zum Ziele. Nur fest bleiben mußte man; überstanden werden mußte das Verlangen, ob auch Zunge und Gaumen und der ganze Mensch nach Erquickung lechzten; bestiegen können mußte der Kranke seinen einzigen Wunsch: dem heißen Körper einen Schluß klaren, frischen Wassers zuzuführen!

Daneben redeten sie den Schmerzen gut zu, fortzugehen — den laufenden, stechenden, rassenden, habenden, kalten, hitzigen Haupt-, Hirn-, Fleisch-, Blut- und Mark-Schmerzen, wie das Buch sagte. Allein die Schmerzen schwanden nicht und peinigten den Bärenedle-Bauer Tag und Nacht, und sobald er im Fieber nach Wasser zu rufen begann, freuten sie sich ihrer Weisheit, die ihn so tren behüteten. Ja so, was so ein Kranter nicht alles fertigbekommen würde! Den Tod an den Hals trinken! Welch ein Segen, in solchen Zeiten tren behütet zu sein von Menschen, die den Kranken am Tage bewachten und, wenn sie in Garten und Stall zu schaffen hatten, wohlweislich den Schlüssel zur Krankenstube umdrehten, damit der Fiebernde nicht etwa entwischte und zum Brunnen lief oder in seiner Schwäche gar in den Brunnentrog stürzte!

Daneben sahen die Verwandten, wie der Bärenedle-Bauer in wenigen Tagen arg abnahm. Er ließ sich jedoch nicht so unterkriegen wie einige Nachbarn rings umher im Tale, die schon die Augen für immer geschlossen hatten. Im Gegenteil: er war sehr lebendig, schlug um sich und wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Fieber und beschwor sie mit der (nach den Sieben Himmelsriegeln) wohlinstudierten Formel, ob sie in Bergen zappelten oder in Wasserlein grabbelten, Haus, Hof und Bettstatt zu verlassen.

Als sie ihn trotzdem weiter peinigten, ging er vom Neben nochmals zum Handeln über; unterdroffen griff er in die Luft, um die Plagegeister einzufangen, sie in ein Bündel zu fieden und sie von den Verwandten dreschen zu lassen wie kalt Eisen.

Man prügelte das Bündel mit Dreschflögel — vergebens. Wahrscheinlich hatte der Kranke nicht alle 77 Plagegeister erwischt, in welcher Zahl sie anzurüden pflegten. Jetzt jauchten ihn die übrigen erst recht im Gefühl der Rache; er raste wie ein Toller gegen sie und lag wiederum ermattet wie in das Schicksal ergeben.

Es war ein schwerer Tag, und die übrigen Bewohner des Hauses gingen weit fort in das Feld, zu säen. Sie schlossen ihn wieder ein, damit er nur ja in den letzten Stunden der Entscheidung keine Dummheit begehe. Wie er so verlassen lag, da blickte er durch die dicke Luft des Stübchens sehnsüchtig nach dem kleinen Guckfenster, durch das der Frühlingshimmel lachte, und es war, als wären seine Augen in den paar Tagen der Krankheit schärfer geworden, denn er meinte, er sähe deutlich seine der Krankheit erlegenen Nachbarn winken. Dazu vernahm auch die Ohren Laute, auf die er seit Jahren nicht mehr gemerkt hatte: er hörte die Ansel vom Lenge jubeln in der wohnigen Wärme und hörte einen Trupp Kinder am Bach singend in die Ferne ziehen:

Regen, Regen, tropfe,
Alle Kinder hopfe,
Hopfe in den Brunnenstein,
Kommen nimmer trocken heim!

Und zu den Verslein vom erquickenden Regen rauschte das Wächlein, dessen sprühende Wellen dem Bärenedle-Bauer nur immer als Spender der feigen Forelle gut gewesen waren, jetzt so laut und lustig und frisch zu ihm herein, wie blinkende Verführer.

O, das kühle, kühle Wasser, wer das wieder einmal genießen dürfte oder wenigstens sehen könnte nach den Tagen des Schmachdens! Wer Zeuge sein dürfte, wie die Pluten zwischen die moßigen Ufer huschten und sich drehten, wie sie über die Felsstöcke sprangen und in der Sonne funkelten in allen Farben des Himmelsringes, des Regenbogens!

Ja, wie hätte den Kranken schon der Anblick allein gestärkt, und dazu ein einziger, tiefer, tiefer Atemzug in frischer Luft, an dem offenen Fensterden! Was draußen so viel Leben brachte, sollte ihm das nur Unheil bedeuten können?

Er grübelt und sehnt sich, der Bauer, und seine Gedanken müssen traumhaft schön sein. Denn er fühlt sich gepackt wie von einer anderen Macht und kann ihr nicht widerstehen; ist doch sein Kopf viel zu schwach dazu, und der Durst nach Genesung hat die Herrschaft gewonnen.

So erhebt sich der Bärenedele-Bauer, gleitet aus dem Bett und schwanzt an das Fenster. Wie die schwächste Pflanze sich windet und dreht, bis sie ein Sonnenstrahlen sieht und daraus ihr Leben saugt, so zerrt ihn die Sehnsucht und gibt ihm die Kraft, das Fenster zu öffnen. Und nun atmet er; Gewährung und Verlangen kräftigen ihn, sich mit den Händen an den Fensterrahmen zu krallen wie an das Leben selber, und sich emporzuschwingen und hinauszuflüchten.

Wie ein Rausch kommt es über ihn und benebelt ihm die Sinne; die Glieder straffen sich in der Kraft der Verzweiflung. Er zwängt sich an das Fenster und ist unbesorgt wie im Schlafe. Nur hinaus! Hinaus in den Sonnenschein, in die lichte Welt! Hinaus an das sprühende Wasser! Nur einen Tropfen, einen einzigen Tropfen mit den Lippen, mit der Zunge auffangen dürfen!

Er weiß selber nicht, was weiter geschieht, der Bauer.

Ein in der Leidenschaft nach dem Leben noch einmal stark gewordener Körper gleitet durch den Fensterrahmen und fällt auf die grüne, sonnendurchwärmte Matte; er reckt sich und dehnt sich und windet sich an den Bach, öffnet den Mund und läßt die kleinen, feinen Spritzerchen des schäumenden Wassers auf Stirne, Lippen und Zunge fallen und dann wagt er auch ein paar tiefe, vollezüge, —züge an lebenddurchfluteter Luft und an lebenspendendem Raß. Ihm ist, als sei er schon unter der Erde gewesen, dem Ersticken und Verschmachten preisgegeben, und nun sei er gerettet, wenn man ihm nicht etwa das bisherige Leben aus Sorge für ihn wieder abschneite.

Doch dazu sollten die Menschen nicht mehr gelangen, wenn sie auch in der Ueberzahl waren, — nein, er wollte sich, um die Verwandtschaft nicht zu Gewaltmitteln zu reizen, sein still und ruhig verhalten und in der Hoffnung auf eine neue heimliche Labung bis morgen ausharren.

So raffte er sich auf, rannte um das Haus, schloß seinen Kerker auf und legte sich wieder zu Bett. Doch obwohl er sich bemühte, den heimkehrenden Verwandten das alte Gesicht zu zeigen, und obgleich er nur innerlich quieschbergnügt sein wollte, brachte ihn die offene Tür in Verdacht. Auch ein Zeuge fand sich, der alles zu sehen pflegte und Peterling (Peterfilie) auf jedem Süpple war; ja, sagte er, er habe vom Walde her einen erregten bleichen Mann von der Gestalt des Bärenedele-Bauern um das Haus rennen sehen.

Da ging ein Jammern und Wimmern los ohne Ende im Hause des Kranken: der kranke Bauer war am Wasser gewesen und hatte getrunken!

Wie auf Flügeln des Windes ging die Schreckenstunde von Haus zu Haus, und bei Nacht und Nebel rann auch ein Vote des Unglücksbrauches nach der Stadt: der Herr Doktor möge beim Bärenedele-Bauern erscheinen: bei diesem Unglücksmanne. Den Typhus habe er fast überstanden gehabt, doch im Fieber habe er dumme Dinge angegeben, und nach dem Unheil müsse man doch den Arzt holen, bigott; — wenigstens, damit sich die Verwandten nicht nachher, nach dem Tode des unüberlegten Menschen, vorwerfen müßten, nicht das letzte Mittel versucht zu haben.

Der Arzt kam, und in seiner Gegenwart saßte der Kranke Mut zu einem Geständnis. Und wer auch mit gesträubtem Haar dabei stand, mußte von der Fahrt durch das Fenster, vom dem Rausch zum Wasser und von der Jagd um und in das Haus hören. Auch hatte der Bärenedele-Bauer, so wagte er ohne Furcht und Bittern zu gestehen, augenblicklich keinen anderen Wunsch, als sich noch einmal satttrinken und abermals die Sonne am offenen Fenster sehen zu dürfen wie gestern.

Weiter fehlte nichts! sagten die Verwandten und die anderen Klettborner. Der Arzt sagte ebenso, nur in anderem Sinne, ließ den Kranken trinken, gab ihm auch die Sonne und stand nach einigen weiteren Verordnungen bald vor einem Gesunden. Andere Kranke aber waren gestorben, ohne Wasser zu trinken.

So verbreitete sich die Wundermär von der abenteuerlichen Fahrt und Genesung des Bärenedele-Bauers in Dorf und Land; jeder Großvater erzählte sie dem Enkel haarflein. Wer Augen hat, zu sehen, erkennt die kluggemachten Enkel noch heute, und nicht nur in Klettborn: sie holen zwar keinen Arzt (denn das haben die Verwandten des Bärenedele-Bauern nur im ersten Schred bestimmungslos getan); sie trinken auch kein Wasser wie der Bauer (denn das wird fast immer gefährlich, hat man gehört!); dagegen legen sie noch ganz wie der Bärenedele-Bauer in Zeiten der Not den letzten der Sieben Himmelsriegel unter das Kopfstein. Und gar durch das Fensterle springen, weiß's erwiegenmaßen dem Bärenedele-Bauer geholfen hat, das tun sie allesamt. —

(Nachdruck verboten.)

Das rote Lachen.*

... fast alle Pferde und die gesamte Bedienungsmannschaft. Und ebenso sieht es bei der achten Batterie aus. Bei unserer Batterie, der zwölften, waren am dritten Tage nur noch drei brauchbare Geschütze vorhanden, die übrigen waren total zerschossen; von den Leuten waren noch sechs Mann dienstfähig, und ein Offizier, nämlich ich. Seit zwanzig Stunden hatten wir kein Auge zugetan und keinen Bissen gegessen; dreimal vierundzwanzig Stunden lang

hüllte uns dieses infernalische Gedröhne und Geknatter gleichsam in eine Wolke des Wahns, die uns von der Erde, vom Himmel, von den Unfrigen schied und uns wie Schlafwandler umhergehen ließ. Unsere Toten — die lagen still und regungslos da, wir aber bewegten uns hin und her, verrichteten unsere Obliegenheiten, redeten mit einander, lachten sogar — und waren dabei wie die Mondstichtigen. Unsere Bewegungen waren präzise und rasch, die Befehle klar, die Ausführung prompt — aber wenn man plötzlich jemanden von uns gefragt hätte, wer er sei — er hätte in seinem verdüsterten Hirn kaum eine Antwort gefunden. Wie im Traume schienen uns alle Gesichter längst bekannt, und alles, was ringsum voring, schien uns gleichfalls längst bekannt und vertraut, als ob es schon einmal gewesen wäre; wenn ich dann aber eins der Gesichter oder ein Geschütz aufmerkamer ansah oder auf den Donner der Geschütze, das Pfeifen und Zischen der Geschosse lauschte — machte mich alles durch seine Neuheit und seine unergründliche Rätselhaftigkeit betroffen. Die Nacht brach herein, ohne daß wir es bemerkten, und kaum waren wir sie gewahr geworden, kaum hatten wir uns verwundert gefragt, woher sie so plötzlich gekommen, als bereits die Sonne wieder auf unsere Köpfe niedergelutete. Erst von den Kameraden, die uns bei unserer Batterie aufsuchten, erfuhrten wir, daß der Kampf schon in den dritten Tag hinein wüthete, doch hatten wir das gleich wieder vergessen: uns schien es, daß das alles nur ein einziger Tag ohne Anfang und ohne Ende war, der bald hell und bald dunkel, zu jeder Frist jedoch gleich unbegreiflich, gleich unfassbar war. Und niemand von uns fürchtete den Tod — da niemand von uns begriff, was der Tod sei. . .

In der dritten oder vierten Nacht, ich weiß es nicht mehr genau, legte ich mich für einen Augenblick hinter der Brustwehr nieder, und so wie ich nur die Augen schloß, trat sogleich das bekannte Bild vor meine Augen: das Stück blaue Tapete und die unberührte, staubige Karaffe auf meinem Tischchen. Und in anstehenden Zimmer — so, daß ich sie nicht sehen kann — befanden sich meine Frau und mein kleiner Sohn. Nur daß jetzt auf dem Tische eine Lampe mit grüner Glocke brannte, also jedenfalls Abend oder Nacht war. Unbeweglich stand das Bild vor meinem Geiste, so daß ich in aller Ruhe und mit aller Aufmerksamkeit die Tapete betrachtete, das Spiel des Lichtes in dem Kristall der Karaffe beobachtete und darüber nachdenken konnte, warum denn mein Sohn nicht schlafte: es war doch schon spät in der Nacht, und er hätte längst schlafen sollen. Noch einmal betrachtete ich dann die Tapete, all die Schnörkel des Musters, die silbernen Blumen, Guirlanden und Stäbe — ich hätte nie geglaubt, daß ich mein Zimmer so genau kannte. Wisweilen öffnete ich die Augen und sah den schwarzen Himmel mit den seltsam schönen, feurigen Streifen darauf, und ich schloß sie wieder, sah wieder die Tapete und die Karaffe und dachte darüber nach, warum denn mein Sohn nicht schlafte: es war doch Nacht und er sollte längst schlafen. In meiner nächsten Nähe explodierte eine Granate, meine Beine wurden von einer unsichtbaren Gewalt zur Seite geschoben, und irgend jemand schrie laut auf — so laut, daß selbst der Knall der Explosion übertönt wurde. „Wieder jemand tot,“ dachte ich, doch rührte ich mich nicht von der Stelle und verwandte keinen Blick von der Tapete meines Zimmers und der Karaffe.

Dann erhob ich mich, ging umher, erteilte Befehle, betrachtete die Gesichter meiner Leute, stellte das Ziel ein und dachte dabei nur immer: Warum mag mein Sohn noch nicht schlafen? Einmal fragte ich einen von den Fahrern danach, und er begann mir irgend etwas des langen und breiten auseinanderzusetzen, und wir mähten beide mit dem Kopfe. Und er lachte dabei, und seine linke Braue zuckte, und das Auge blinzelte und gab mir ein Zeichen, nach hinten zu schauen. Dort, hinter ihm, sah man nichts als die Stiefelsohlen an irgend jemandes Füßen. . .

Es war bereits heller, lichter Tag — als es plötzlich zu regnen begann. Ein Regen wie bei uns daheim — lauter ganz gewöhnliche Wassertropfen. Er kam so unerwartet und unerwünscht, und wir fürchteten uns alle so sehr vor dem Raßwerden, daß wir mit dem Schießen aufhörten, die Geschütze stehen ließen und uns vertriehen, wo wir irgend konnten. Der Fahrer, mit dem ich soeben gesprochen hatte, kroch unter die Lafette und blieb dort hocken, obgleich er in seinem Verstand jeden Augenblick überfahren werden könnte; der dicke Feuerwerker zog einem der Toten die Kleider aus, um damit die feimigen zu schütten und ich lief in der Batterie hin und her, um einen Mantel oder Regenschirm aufzutreiben. Mit einem Male war auf dem ganzen ausgedehnten Raum, über den die Regenwolke hinwegzog, alles verstummt. Ein verspätetes Schrapnell kam dahergefaßt und explodierte; dann wurde es vollends still — so still, daß man das Schnaufen des dicken Feuerwerkers und das Trommeln der Regentropfen auf den Steinen und Geschützrohren hören konnte. Und dieses leise, wirbelnde, an den Herbst mahnende Geräusch, diese Stille ringsum und der Geruch des aufgeweichten Bodens zerrissen für einen Augenblick den dichten, blutigen Nebel, der mein Hirn unlagerte, und als ich das naße, vom Regen glänzende Geschütz betrachtete, weckte sein Anblick ganz unerwartet traute, stille Jugenderinnerungen in mir: Erinnerungen an meine Kindheit, an meine erste Liebe. Aus der Ferne aber dröhnte plötzlich jäh und laut der erste Schuß, und der Zauber der momentanen Ruhe entschwand; ebenso plötzlich, wie die Leute sich vertriehen hatten, kamen sie aus ihren Dedungen wieder hervor; der dicke Feuerwerker schrie irgend jemanden an; ein Schuß krachte, ihm folgte sogleich ein zweiter — und von neuem, umschleiert der

* Aus „Das rote Lachen“. Von Leonid Andrejew. Deutsch von August Scholz. Verlag „Snanije“, Berlin S., Camphausenstr. 25.

blutige, undurchbringende Nebel die erschöpften Gehirne. Und niemand bemerkte es, als der Regen aufhörte; ich erinnerte mich nur, daß von dem dicken, aufgedunsenen, schwämmigen Gesichte des Feuerwerfers, der tot hingestreckt neben seinem Gesäß lag, der Regen niederram — es muß also wohl ziemlich lange geregnet haben . . .

Vor mir stand ein noch ganz junger Freiwilliger — er meldete mir, die Hand am Mützenkirm, daß der General uns bitten lasse, die Position noch zwei Stunden lang zu halten, dann würden Verstärkungen eintreffen. Ich antwortete ihm, daß ich mich noch so lange halten könne, wie ich wollte. Und als ich ihm das sagte, fiel mir plötzlich die ungewöhnliche Blässe seines Gesichtes auf: ich hatte nie im Leben ein so weißes Gesicht gesehen. Selbst die Gesichter der Toten haben mehr Farbe, als dieses jugendliche, hartlose Antlitz. Er hatte offenbar, als er zu uns unterwegs war, einen ganz gehörigen Schreden ausgestanden und war noch nicht wieder zu sich gekommen; und die Hand hielt er wohl nur darum krampfhaft am Mützenkirm fest, weil er durch diese gewohnheitsmäßige, einfache Bewegung seine wahnsinnige Furcht zu bannen dachte.

„Fürchten Sie sich?“ fragte ich ihn, während ich seinen Ellenbogen mit der Hand berührte. Aber dieser Ellenbogen war wie von Holz, und er selbst lächelte still und schwieg. Oder richtiger gesagt: nur um seine Lippen zuckte etwas wie ein Lächeln, während in seinen Augen nur Jugend und Furcht lag, nichts weiter.

„Fürchten Sie sich?“ wiederholte ich in freundlichem Tone meine Frage.

Seine Lippen zuckten, als ob sie sich mühten, ein Wort herauszubringen — und in diesem Augenblick geschah etwas Unbegreifliches, Entsetzliches, Ungeheuerliches. An meiner rechten Wade verspürte ich plötzlich einen warmen Hauch, ich begann heftig zu schwanken, und vor meinen Augen startete anstatt des bleichen Gesichtes etwas Kurzes, Stumpfes, Rotes, aus dem sich in jähem Strahl das Blut ergoß, gleich dem blutigen Schaumwein, der auf schlechtgemalten Witschenschildern aus den Champagnerflaschen quillt. Und von diesem kurzen, roten, überquellenden Etwas ging immer noch ein Lächeln aus, ein zahnloses Lachen — das rote Lachen.

Ich habe es kennen gelernt, dieses rote Lachen. Ich habe es gesucht und gefunden, dieses rote Lachen. Nun hatte ich begriffen, was von allen diesen verstümmelten, zerrissenen, seltsam entstellten Menschenleibern ausging. Es war das rote Lachen. Es grinst vom Himmel nieder, und von der Sonne, und es wird bald die ganze Erde überfluten, dieses rote Lachen!

Sie aber tun ihre Pflicht, präzise und ruhig, wie die Schlafwandler . . .

Kleines feuilleton.

de. Sense—Lee. Es mag gleich gesagt werden, daß Lee die niederdeutsche Bezeichnung für Sense ist. Das ist um so merkwürdiger, als sonst im Deutschen das Wort Sense in seinen verschiedenen Formen der allgemein gebräuchliche Name für dieses Werkzeug ist. Die ursprüngliche Form segasna tritt im Verlaufe der Zeit in den verschiedensten deutschen Mundarten so verschieden auf, daß es unmöglich ist, alle diese Formen hier anzuführen. Die hauptsächlichsten sind: althochdeutsch segasna, segensa, mittelhochdeutsch segense, segons, segunse, songse, seinse, sense. Die große Mannigfaltigkeit der Formen besteht im Neuhochdeutschen weiter, um erst allmählich in der Schriftsprache vor Sense zurückzutreten. In Grande liegt diesem Worte der im Germanischen und Lateinischen weitverbreitete Wortstamm sek, der schneiden bedeutet. Mancher Leser kennt wohl das lateinische secare, schneiden, sezieren (wie die Ärzte sagen), securis, Beil und andere verwandte Wörter. Wie man sieht, enthalten diese Wörter alle den Wortstamm sek, ebenso wie oben segasna, Sense. Das Wort sechen, schneiden, ist im Germanischen nicht enthalten, wohl aber Ableitungen davon, so außer dem erwähnten Sense, die Wörter Säge, Sack, Sech (Pflugmesser) und das niederdeutsche Sichte. Wie bekannt, wird die Sense zum Mähen des Grases, Klee und des Getreides verwendet. In Gegenden aber, wo das Mähen des Getreides wegen der Stärke des Strohes die Arbeiter zu sehr ermüden würde, wendet man die sogenannte hauende Sense, die Sichte an.

In anderen Gegenden aber müssen sie mit der Segede (der hauenden Sense) gemacht werden.

(Mofer, Osnabrücker Geschichte.)

Das kleinere und schmalere Blatt dieser Sichte ist unten an einem ungefähr einen Meter langen Stock festgeleimt. An diesem Stock ist an dem oberen Ende rechtwinklig ein kleiner Griff für die rechte Hand befestigt. In der linken Hand hat der „Hauer“ den sogenannten Mahdhaken und bildet mit diesem und dem linken Fuße das mit der Sichte abgehauene Korn zu einer Garbe um. Hinter ihm versteckt meistens seine Frau diese Garbe mit einem Strohband.

In den Gegenden, wo man diese Sichte zum Niederlegen des Kornes gebraucht, besonders jenseits der Elbe, im Holsteinischen, führt die Sense den uralten Namen „Lee“. Ebenso nennt man sie im Dänischen, während das Schwedische die Form lie dafür hat. Dies uralte Wort gehört zu dem urindogermanischen Wortstamm lu, der in dem sanskritischen lunati, schneiden, und in lavi-tra, Korn-

schneiden, deutlich zu sehen ist. Aus dieser merkwürdigen Tatsache scheint mir die Folgerung, daß sich die nordischen Germanen viel früher als die südlichen von der großen asiatischen Völkermutter getrennt haben, eine starke Berechtigung zu erhalten. —

Völkerrunde.

— Beobachtungen aus Mpororo (Deutsch-Ostafrika) von Leutnant Klinghart werden im „Kolonialblatt“ veröffentlicht. Herrschende Klasse sind, wie überall im Zwischenseengebiet, die Bahina oder Bahuma, die lediglich Viehzüchter sind und häufig ihre Weide- und Wohnplätze wechseln; die eingeborene Bantubevölkerung heißt Waibu. Die Bahimajünglinge weiden das Vieh abwechselnd, und zwar so, daß jeder zwei Tage hütet und dann sechs Tage ruht. Der Hirt im Dienst bestreicht seinen Körper, besonders das Gesicht, mit rotem oder weißem Ton, während er sich an den sechs Rubelagen nur mit Butter salben darf. Man behauptet, daß das Vieh nur mit Ton bestrichene Hirten dulde und jeden Waibu (die sich nicht mit Ton besmieren dürfen) sofort annimmt. — Vor Errichtung des deutschen Postens in Mpororo wurde von den Eingeborenen viel gejagt, im Süden mit Fallgruben, im Norden mit weitmäshigen Netzen aus festen Baststriden. Diese langen, etwa 1½ Meter breiten Netze wurden auf der Steppe auf etwa 80 Meter Länge halbkreisförmig zwischen Sträuchern oder eingerammten Pfählen ausgespannt, und in ihrer Nähe wurden etwa 30 besonders gewandte junge Leute mit je vier bis fünf Stoßspeeren unter Grasschirmen versteckt. Dann drückten die Treiber allmählich das Wild auf die Netze zu, und in der Nähe derselben wurde es mit Geschrei und Steinwürfen in wilder Flucht in diese hineingejagt. Was nicht durchbrach, wurde in den Netzen gespeert. Man jagte hauptsächlich der Felle wegen, das Wildpret überließ man den Waibu. Vom Büffel ist die Leber als Arznei gesucht; man trocknet und pulverisiert sie, vermischt sie mit einigen Kräutern und führt sie unfruchtbaren Kühen in den After ein. Das Land ist außerordentlich wildreich. —

Humoristisches.

— Trost. „Ist's wahr, daß der Sepp gesagt hat, ich wär' ein Esel?“

„Ja, aber ein erstklassiger!“ —

— Glaubhaft. „Wer war's doch gleich, der die „Kritik der reinen Vernunft“ geschrieben?“

Mezger Fettmeyer: „S' nötl!“ —

— Ähnlich. „Haben Sie schon einmal geautelt?“ „Rein, aber aus 'm Wirtshaus bin ich mal 'rausgeworfen worden.“ — („Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Der Schillerverband deutscher Frauen hat im Namen seiner 35 Ortsgruppen der Schillerstiftung 250000 M. zur Förderung ihrer satzungsmäßigen Zwecke überwiesen. 50000 M. kamen aus Amerika. —

— Die Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes soll am Sonnabend, den 20. Mai im neuen Sezessionsgebäude eröffnet werden. —

— Friesische Goldschmiedekunst. Es ist bekannt, schreibt man der „Köln. Ztg.“, was für einen hohen Wert die alten Ostfriesen auf Gold- und Silberschmiedekunst legten. Nach glaubhaften Berichten sollen die Gewänder wohlhabender Frauen dergestalt mit goldenen und silbernen Spangen, Platten usw. besetzt gewesen sein, daß man das Kleid frei hinstellen konnte. Die noch vorhandenen Urkunden über Vermächtnisse im 12. bis 15. Jahrhundert erbringen den Nachweis, wieviel Schmuck von Edelmetall zum Besitze einer reichen ostfriesischen Familie gehörte. Der im Jahre 1509 vom Dollart verhängene Fleden Torum zählte acht Goldschmiede. Im Jahre 1776 arbeiteten im damaligen Fleden Leer deren zehn, und im Jahre 1806, als die ostfriesische Goldschmiedekunst den Höhepunkt schon längst überschritten hatte, umfaßte die Emden Goldschmiedezunft immer noch 32 Meister. Später ist dann die Kunst lange ziemlich unbeachtet geblieben; ganze Haufen ihrer edelsten Erzeugnisse haben die Goldschmiede, wie sie erzählen, früher mit Bedauern in den Schmelztiegel geworfen. In neuerer Zeit aber hat man die eigenartige Schönheit und die künstlerische Bedeutung des Schmuckes wieder erkannt und in Wort und Bild gewürdigt. —

— Südlich des oberfränkischen Städtchens Gräfenberg, bei Igenndorf, ist man auf die gut erhaltenen Reste einer vorgezeichneten Mauernburg gestoßen, die zwar kleiner, aber besser erhalten ist, als die auf dem Donnersberg (Haardt). Der Hauptwall hatte eine Stärke von 2½ Meter. Am steilsten Abhang des Berges war eine Bastion; die weniger steilen Teile waren durch drei Wallgürtel mit Wallgräben bis zu 15 Meter Breite geschützt; gegen das Tal hin waren Vorwerke vorgeschoben. —

— In dem im vorigen Jahre auf Ceylon gefundenen Mineral Thorianit hat, nach dem „N. L.“, der Chemiker Ramanjan ein neues radioaktives Element entdeckt, das sich in seinen chemischen Eigenschaften auffallend dem Thorium nähert, in seiner Emanation sich dagegen in sehr charakteristischer Weise sowohl von diesem als auch vom Radium unterscheidet. —